**Zeitschrift:** Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

**Herausgeber:** Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

**Band:** 17 (1961)

**Heft:** 3

**Artikel:** Sprachwandel und Sprachkritik in soziologischer und psychologischer Sicht (Fortsetzung folgt)

**Autor:** Lang, Paul

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-420648

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 09.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

einer einseitigen Reform in Holland für 11 Jahre verloren gegangen war — nun durch eine zwischenstaatliche Vereinbarung gesichert.

Neben der soeben geschilderten amtlichen Sprachpflegearbeit (die auch die Überwachung der Sprache des Rundfunks umfaßt!) gibt es die — im deutschen Sprachgebiet leider einzige — Spracharbeit in Vereinen. Der erste flämische Verein für eine gepflegte niederländische Hochsprache wurde 1913 gegründet. Er wurde ein Opfer des wallonisch-französischen Chauvinismus des Ersten Weltkrieges. Ebenso ging es nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Wallonen Flandern „säuberten", der 1932 entstandenen neuen Vereinigung. Seit 1948 aber besteht wieder ein Sprachverein, der sich „Vereniging voor Beschaafde Omgangstaal" (Vereinigung für gepflegte Gemeinsprache) nennt. Sie arbeitet eng mit der niederländischen Gesellschaft „Onze Taal" zusammen, gibt die Zeitschrift „Nu Nog" heraus, veranstaltet Kurse, Wettbewerbe für Beredsamkeit in gepflegtem Niederländisch, besondere Feiern und Tage der Sprache usw. Ihr Vorsitzender ist Prof. Willem Pee. Die VBN geht in ihrer Arbeit von der Überzeugung aus, „daß wir Flamen, die wir jahrhundertelang erleben mußten, wie unsere Muttersprache mit Füßen getreten wurde, für ihre Erhaltung als Kultursprache nur eine Möglichkeit haben, nämlich: daß wir uns so stark wie möglich an das Niederländische im Norden anschließen."

# Sprachwandel und Sprachkritik in soziologischer und psychologischer Sicht*

*Von Paul Lang*

Ich möchte Ihnen heute einen Vortrag geben, der vielleicht weniger durch die gebotenen Einzelheiten als durch den Versuch, in seinem ersten Teil gewisse Erscheinungen des Sprachwandels mit den Mitteln moderner soziologischer und psychologischer Einsichten in neuer Beleuchtung zu sehen, Ihre Aufmerksamkeit erwarten darf, ist es doch wohl nötig und richtig, daß sich eine bestimmte Wissenschaft von Zeit zu Zeit bei einer Nachbarwissenschaft Hilfe

* Vortrag vor dem Zürcher Sprachverein

holt. Im zweiten Teil meines Vortrages werde ich den Sprachwandel dann allerdings auch mit den philologischen Kategorien angehen, doch dann eben unter Mitbenützung der im ersten erarbeiteten psychologischen und soziologischen Begriffe. Indessen ist mein Zweck doch nicht in erster Linie ein rein wissenschaftlicher. Ich betrachte mich nach wie vor wesentlich als praktischen Sprachpfleger. Schade, daß zwischen reinen Wissenschaftern und Sprachpflegern so oft Diskrepanzen bestanden: daß die Sprachpfleger sich vielleicht allzulange in kleinlicher Splitterrichterei gefielen, daß die Hochschuldozenten aber umgekehrt sich allzu oft mit dem bloßen deskriptiven Feststellen eingetretener Wandlungen begnügten und die *Notwendigkeit normativen Wertens,* wie es die Schule und das praktische Leben eben doch verlangen, vielfach ganz aus dem Auge verloren! Ich stehe also gewissermaßen in der Mitte und bin den Steinwürfen von beiden Seiten ausgesetzt. Indessen sage ich mit Ulrich von Hutten: „Ich hab's gewagt" und beginne.

Zunächt eine vielleicht banale Frage: Was ist überhaupt Sprache? Ich glaube, man sollte, mehr als man es tut, zwei Arten von Sprachen auseinanderhalten. Sprache ist einmal ein individuelles Abreagieren von starken Eindrücken *ohne* einen Bezug zu einem andern Menschen. Das ist die Sprache als *Expression.* Wir sprechen sie, wenn wir unwillkürlich ein übermächtig aufsteigendes Gefühl bewältigen müssen, sei es nun, indem wir sagen: „wunderbar!" oder „zum Teufel!" oder „ach, herjeeh!" oder vielleicht auch nur ganz spontan „autsch!" Aber neben dieser primitiven Tiefe hat die Sprache der Expression auch ihre gewaltige Höhe. Die großen Rhapsodien Hölderlins, die „Hymnen an die Nacht" des Novalis und noch manch andere beschwingte Lyrik gehören dazu. Solche Dichtung mußte einfach geschrieben werden, gleichgültig, ob eine Aussicht bestand, daß sie jemals zur Kenntnis eines Mitmenschen gelange oder nicht. Daß der Mensch sich durch das Aussprechen von einem übermächtigen Gefühl befreite, daß er sich spontan ausdrücken *mußte* — das ist das Kennzeichen dieser monologisierenden Sprache der Expression. Sie sehen, sie spielt im Insgesamt des Sprachlebens vielleicht eine kleine Rolle, eine um so größere jedoch in der Literaturgeschichte. Gerade deshalb werde ich von ihr verhältnismäßig wenig zu sagen haben.

Wir haben heute nämlich genug damit zu tun, den riesigen Bereich der zweiten Sprache abzustecken: den Bereich der Sprache der *Verständigung,* der Sprache, die auf Mitmenschen wirken

will. Sie zerfällt wiederum in zwei verschiedene sprachliche Ausdrucksweisen, in die mündliche Sprache und in die schriftliche Sprache. Und innerhalb der schriftlichen Sprache kann man nochmals wichtige Unterscheidungen feststellen. Andere Gesetze gelten für die der gesprochenen am nächsten stehende Unterart, die Sprache des Briefes, andere für die Zeitungssprache, andere wieder für die dritte und höchste Stufe: für die Sprache der auf einen Leser wirken wollenden hohen Prosa: die Sprache des erzählenden Schrifttums, die des belehrenden Schrifttums, die des entflammenden Schrifttums, mit andern Worten: für das Erzählwerk, für den Essay, für die Abhandlung, für Rede und Predigt.

Wir werden im folgenden diese Verschiedenheiten im Auge behalten müssen, wenn wir auch keinen Augenblick abstreiten wollen, daß es der Übergänge und Mischformen zahlreiche gibt.

Doch immer handelt es sich bei dieser Sprache um die Kommunikation. Ein Mensch will sich einem andern oder vielen andern Menschen mitteilen, will anregen, belehren, beeinflussen oder auch nur angenehm unterhalten. Immer geht es dabei um die Beziehung vom Redenden oder Schreibenden zu einem Du innerhalb eines kleineren oder eines größeren Kreises, in einer kleineren oder größeren Gemeinschaft. Und deshalb ist diese Sprache ein Teil der Phänomene des Menschen, der in der Gesellschaft lebt, ihr Studium mithin ein Teilgebiet des Studiums des Menschen in der Gesellschaft: *ein Teil der Soziologie.* Letzlich müssen die Gesetze, welche die Sprache der Verständigung bedingen, also identisch sein mit den Gesetzen, welche auch das übrige Verhalten des Menschen in der Gesellschaft bedingen. Wenn man diesen Sachverhalt zu lange hat übersehen können, so deshalb, weil die deutsche Sprachwissenschaft zunächst aus der Betrachtung der Sprache der Expression entstanden ist, hängt ihre Geburt doch eng zusammen mit der literarischen Bewegung, die wir Romantik nennen, und weil man erst viel, viel später die Prosa des Alltags, die sogenannte Sachprosa, *überhaupt* in den Bereich wissenschaftlicher Betrachtung einbezogen hat, doch auch deshalb, weil in Deutschland die Soziologie bis in die neueste Zeit hinein ein Stiefkind des Hochschulstudiums geblieben ist.

Darf ich nun gleich auch noch darauf hinweisen, daß zwei Begriffe im Mittelpunkt meiner Ausführungen stehen werden, von denen man bisher selten in Sprachuntersuchungen zu lesen erhielt: es sind die Begriffe *Mode* und *Masse.* Beide sind gegenwärtig von ganz besonderer Wichtigkeit.

Doch nicht so sehr um die Sprache als solche geht es uns ja heute, sondern vornehmlich um den sogenannten *Sprachwandel.* Ist es nun an dem, daß die Gesetze, welche die Sprache beherrschen, identisch sind mit den grundlegenden Gesetzen alles soziologischen Geschehens, so ist damit auch ausgesprochen, daß sie für den Sprach*wandel* gelten. Daraus ergibt sich wiederum, daß die Sprache sich wandeln muß, ist doch alles menschliche Leben dem Wandel unterworfen. Darin sind sich die Dichter und Denker von Heraklit dem Dunklen von Ephesos mit seinem „Alles fließt" bis zum Baron von Grimmelshausen lange schon einig, der seinen Simplizius am Ende des Lebens sagen läßt: „Also ward ich beizeiten gewahr, daß nichts Beständigeres ist in der Welt als die Unbeständigkeit." Das sollten sich gerade auch die Sprachpfleger, die so leicht einem pharisäischen Konservativismus verfallen, von Zeit zu Zeit vor Augen halten. Den Wandel an sich bekämpfen zu wollen, ist unsinnig. Aber das heißt noch lange nicht, daß man *jeden* Wandel billigen müsse. Wir unterschreiben etwa keineswegs unbesehen den Satz: „Die Fehler von heute sind die Regeln von morgen", wie es leider die neue Dudengrammatik auf weite Strekken hin zu tun scheint. Ich möchte den richtigen Sprachpfleger einem verantwortungsbewußten Wildheger vergleichen. Er läßt wachsen, was ihm gesund und schön erscheint, aber er schießt ab, was ihm an unwertem Leben vor die Flinte — respektive Feder — gerät.

Wandel also, gewiß! Jede Sprache wandelt sich. Doch in welcher *Richtung* wandeln sich denn nun die Sprachen? Gestatten Sie mir, zwei Bewegungsrichtungen hervorzuheben, die *horizontale* und die *vertikale.*

Jede Sprache, die sich ausdehnt, tut das auf Kosten angrenzender Sprachen, die sie beeinflußt und von denen sie oft wieder beeinflußt wird. So entstehen Mischungen. Bald gibt die eine mehr, bald die andere, bald werden nur Wörter ausgetauscht, bald reicht der Einfluß aber weit hinein ins grammatische Gefüge. Zuletzt mag eine eigentliche Mischsprache entstehen. Das bekannteste Beispiel ist das Englische. Die Mischsprachen sind meistens das Ergebnis von Eroberungen.

Sind Orte, an denen Mischsprachen entstehen, demnach als Orte der größten Wandlung aufzufassen, so gibt es doch immer auch Orte, in denen der Wandel so geringfügig ist, daß er fast nicht wahrgenommen werden kann. In den hochalpinen Tälern unseres Landes hört man Wörter, die sich seit Karl dem Großen nicht

verändert haben; ich erinnere an „fehu“, denn so steht es im althochdeutschen Wörterbuch. Aber genau gleich wird „Vieh“ auch heute noch in Grindelwald ausgesprochen. Damit will ich indessen nicht behaupten, daß die Sprache der Grindelwaldner nicht in andern Wörtern dem Wandel unterworfen gewesen sei. Wie man beispielsweise im heutigen Baseldeutsch drei Schichten übereinander feststellen kann, nämlich das Dalblemer Baselditsch, das Burger Baselditsch und das Allschwiler Baselditsch, so wird man auch in den Berneroberländer Dialekten wahrscheinlich ganz verschiedene Stufen der Verwässerung aufzeigen können.

Wichtiger als der Wandel in der horizontalen Richtung erscheint uns jedoch heute jener in der *vertikalen*, weil bei ihm in letzter Zeit Phänomene aufgetreten sind, die als durchaus neuartig bezeichnet werden müssen. Früher erfolgte dieser Wandel nämlich immer *von oben nach unten*. Oben wurde sprachlich Neues geschaffen, und dann sank es allmählich in die Tiefe des Volkes. Wenigstens wenn man nur die schriftliche Sprache betrachtet. Und die Kraft, die diesen Vorgang bewirkte, war immer jenes soziologische Phänomen, für das die Engländer das Wort geschaffen haben. Ich meine den *Snobismus*. Man versteht darunter das Bemühen von Angehörigen einer niederen Klasse, sich der über ihr stehenden in Kleidung, Manieren, Vorurteilen und *Sprache* derart anzugleichen, daß der oberflächliche Beobachter die Mimikry kaum feststellen kann. Es ist der Aufwärtsdrang innerhalb des gesellschaftlichen Gefüges, der den Snobismus gebiert! Aus ihm entsteht die *Mode* im weitesten Sinne. Wirksam konnte dieser Snobismus natürlich erst von jenem Zeitpunkt an werden, als Aufstiegsmöglichkeiten überhaupt bestanden, das heißt, nicht ehe die starren Ständeschranken des Mittelalters gefallen waren. Seither aber ist er immer stärker geworden: auf praktisch allen Gebieten des Lebens. Die Mode als Kleidermode ist Ihnen ja ein bekanntes Phänomen, und hier läßt sich der soziologische Mechanismus auch am schönsten erkennen. Auf diesem Gebiet erreicht der Snob sein Ziel auch am ehesten: nämlich für das bewunderte Vorbild genommen zu werden. Anders wäre die Häufigkeit der Hochstapler und Hochstaplerinnen, die den schärfsten Augen der Hoteliers spotten, ja gar nicht zu erklären! Dies Ziel aber gerade auch sprachlich zu erreichen, was in Frankreich verhältnismäßig leicht zu bewerkstelligen ist, glückt jetzt in England den wenigsten. Kein Wunder, daß dieser Ausnahmefall gerade auch dort auf die Bühne gekommen ist. Ich denke an „Pygmalion“ von G. B. Shaw, neuer-

dings auch als das Musical „Fair Lady“ der ganzen Welt vertraut. Außer in England können wir jedoch auch in Norddeutschland sehr schön beobachten, wie die Sprache „klassiert“, geben sich dort doch die bürgerlichen Eltern seit jeher die allergrößte Mühe, in den Reden ihrer kleinen Kinder das Platt nicht aufkommen zu lassen; denn Hochdeutsch ist dort die Sprache der Oberschicht, Platt nur gut genug für Mägde, Knechte, Fuhrleute und Bauern. Daß es sich in Süddeutschland anders verhält, daß mindestens die Aussprache dort dialektgefärbt ist, davon können Sie sich jederzeit beim Anhören des Stuttgarter Rundfunks überzeugen; ich werde es auch nie vergessen, in welch wegwerfendem Tone unser aus Braunschweig stammendes Dienstmädchen sich über eine Ansprache von Bundespräsident Heuß ausgesprochen hat. Der könne ja überhaupt nicht Deutsch, meinte sie. Zum sprachlichen Snobismus gehört aber nicht nur die Übernahme der höheren *Aussprache,* sondern vor allem auch des *Wortschatzes,* was zugleich auch den Verzicht auf die angestammten gröberen Wörter bedingt. So dringen neue Wörter, welche erstmals in der Oberschicht auftauchen, allmählich bis in die Tiefe des Volkes. Die Snobs sind es, die sie hinunterverbreiten. Warum aber entstehen oben neue Wörter? Mindestens zum Teil, weil man oben gewisse Wörter nicht mehr verwenden will. Weil die Wörter durch das Absinken ihren Glanz verloren haben. Was der letzte Proletarier sagt, ist im Munde der feinen Dame unmöglich geworden.

Das ist *eine* Erklärung für den *Bedeutungswandel,* wenn sie ihn auch nicht restlos erhellt. Jedenfalls ist es aber doch so, daß bis vor kurzem die Sprachänderungen immer zuerst oben aufgetreten sind. Von oben nach unten wanderten die neuen Wörter. Genau wie in der Kleidermode die neuen Modelle. Und immer war es das Bestreben der Oberschicht, die Abgrenzung wieder herzustellen, welche durch die Snobs ebenso hartnäckig immer wieder niedergerissen wurde. An der Bankiersgattin ist das am schönsten zu erkennen. Ihre willige Bereitschaft, das eben in Paris kreierte Modell zu erstehen, kommt daher, daß sie — die höchste Blüte der Plutokratie — es einfach nicht mehr aushält, das letztjährige Modell nun auch an Fabrikarbeiterinnen zu erblicken! Sie *muß* sich vom Pöbel wieder abheben können, und das kann sie nur dank dem Modewechsel. Ähnlich also beim Sprachwandel, nur daß hier die Abnützung *viel größere Zeitspannen* umfaßt. Der Prozeß mag Jahrzehnte, er mag sogar Jahrhunderte dauern. Doch die Richtung ist *bis vor kurzem* immer die

gleiche gewesen. Der Prozeß ist, wie gesagt, immer von oben nach unten verlaufen. Um Beispiele sind wir nicht verlegen. Sie wissen alle, wie das Wort „Pfaffe“ verächtlich geworden ist, seit die Reformationsmänner es nur im abschätzenden Sinne verwendeten. Darum mußten die Lutheraner ja dann das Wort „Pastor“ einführen. Noch besser kennen Sie den Niedergang fast aller Bezeichnungen für das weibliche Geschlecht, in erster Linie die Wörter Magd, Dirne, Frau, Weib. „Magd“ hieß ursprünglich allgemein junges Mädchen, nicht dienendes Mädchen. Dirne ebenfalls, und „Weib“ hatte im Hochmittelalter einen derart schönen Klang, daß Walther von der Vogelweide schreiben konnte: „wîp muoz iemer sîn der wîbe hôhste name.“ Aber heute noch ist eine „saubere Dearn“ in Bayern ein hohes Lob. Die viel konservativeren Mundarten machen den Bedeutungswandel der städtischen Zentren eben vielfach nicht mit. Übrigens ist das Neuwort, das sowohl Frau als Weib aus dem Felde geschlagen hat, die „Dame“ nämlich, heutzutage seinerseits schon beträchtlich abgewertet, nachdem sich täglich als Damen weibliche Wesen ansprechen lassen, die es keinesfalls sind. Sprachschöpfern bietet sich hier eine dankbare Aufgabe. Wir warten schon lange auf den Neologismus.

Es gilt nun noch genauer zu untersuchen, wie das eigentlich jeweils zugegangen ist, wenn in der Oberschicht jeweils ein Ersatzwort für das unansehnlich gewordene auftauchte. Da ist es interessant, festzustellen, daß dieses Ersatzwort in Deutschland fast ausnahmslos ein Fremdwort war. Natürlich gab es auch von Anfang an Fremdwörter, die mit neuen *Sachen* zu uns kamen; doch sowohl die Ritter des 14. Jahrhunderts als die Gelehrten und die Großkaufleute des 16. als die Militärs und die Höflinge des 17. und 18. haben den Wortbestand des Deutschen laufend auch infolge snobistischer Erwägungen aus dem Lateinischen, Italienischen, Spanischen und Französischen gemehrt.

*(Fortsetzung folgt)*

## Büchertisch

WALTER HEUER: *Sprachschule für Schriftsetzer und Korrektoren.* 320 S. Leinen 18 Fr. Verlag „Neue Zürcher Zeitung“, Zürich 1960.

Wenn man den Büchermarkt nach Werken durchsieht, die über das Thema Sprache handeln, ist man ob der stattlichen Zahl erstaunt. Das darf als er-